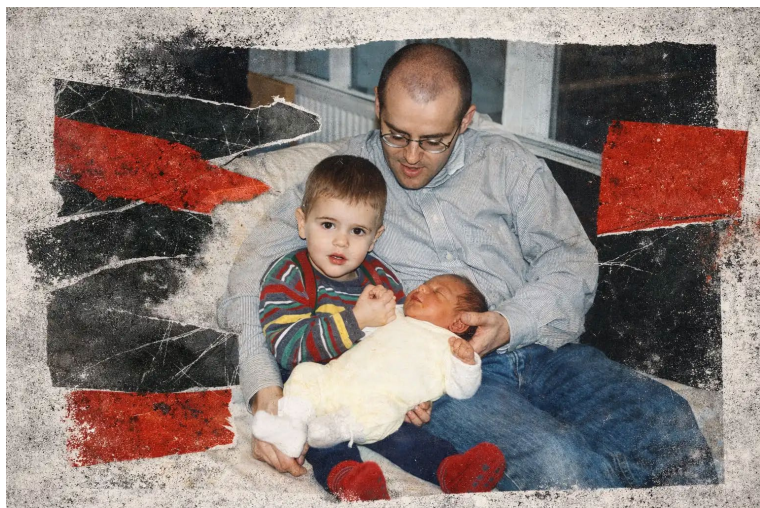


Zlatko Enev
Die Kinder von Hans Asperger
(Auszug)

Teil 1



Heute beginne ich eine Geschichte, die ich wohl mit vollem Recht als die schwerste und schmerzlichste meines bisherigen Lebens betrachte – die Geschichte von der Geburt und dem Aufwachsen unserer beiden Kinder, Peter und Lea. Bevor ich anfang, sprach ich mit allen Familienmitgliedern (das heißt mit jenen, mit denen dies möglich ist – mit Peter und seiner Mutter, die ich hier, halb scherzhaft, „Todorka“ nennen werde, wie in den Jahren, als wir noch zusammen lebten), und alle ermutigten mich mit großem Verständnis und – ich würde sagen – mit großer Liebe. Todorka und ich sind seit etwa fünfzehn Jahren geschieden. Seitdem lebt sie mit einem anderen

Partner, Marc L.¹, mit dem mich inzwischen ebenfalls ein tiefes und starkes Gefühl der Freundschaft, des Verständnisses und der gegenseitigen Unterstützung verbindet. Ich vermute, dass ich mich in gewissem Sinne schon einen „Glückspilz“ nennen darf.

Die Geschichte wird sich, ob ich will oder nicht, hauptsächlich um Lea drehen, doch ich selbst begreife sie als die Geschichte der ganzen Familie. Für alle, die das Schicksal (und die Prüfung, und das Privileg!) hatten, Eltern von neurodivergenten Kindern zu werden, ist dies sicher etwas, das kaum einer Erklärung bedarf. Dort, wo ein solches Kind geboren wird, tritt alles andere unweigerlich in den Hintergrund.

So ist dies also die Geschichte einer Familie, in die ein neurodivergentes Kind hineingeboren wurde. Der Begriff „Neurodivergenz“ und „Neurodiversität“ stammt – wie so vieles dieser Art – aus den USA, wo er die wachsende gesellschaftliche Einsicht in die grundlegende Gleichberechtigung und gleichberechtigte Anerkennung von Menschen mit psychischen Besonderheiten bezeichnet (vor allem solche mit Autismus und seinem deutlich höher funktionierenden „Cousin“ – dem Asperger-Syndrom).

Neurodiversität ist zugleich Kampfruf der Gemeinschaft – ein Ruf nach Gleichstellung, ein Beharren auf

¹ Manche der im Text genannten Vornamen sind Pseudonyme.

Selbstannahme und Respekt – und ein Hilferuf, ein Ruf nach mehr Verständnis, Akzeptanz und – oh ja! – Liebe vonseiten aller „Neurotypischen“ („Normalen“), ob nahestehend oder nicht. Neurodiversität ist, einfach gesagt, die Normalität der Zukunft. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen uns darauf einstellen, wir müssen sie annehmen, wir müssen lernen. Nicht aus abstrakt korrekten Gründen, sondern schlicht, weil dies der nächste Schritt in der Entwicklung unserer eigenen Menschlichkeit ist. Neurodiversität ist eine weitere Form, eine neue Erscheinung von etwas uraltem und wohlbekanntem – dem Humanismus.

Dass ich meine Erzählung genau jetzt, in diesem Augenblick, beginne, hat einen sehr konkreten Grund, der in meinem Verständnis ebenso reizend wie verpflichtend zum Widerspruch ist. Es geht um das scharfe Bewusstsein für das massenhafte Unwissen, das Unverständnis und – als Folge davon – die allgemein akzeptierte öffentliche Aggressivität im heutigen Bulgarien gegenüber neurodivergenten Menschen. Das unerträgliche Gefühl angesichts der erstaunlichen Hässlichkeit und Grobheit, zu der die Menschen in meinem Heimatland fähig sind, wenn es um die „Anderen“ geht – besonders wenn im Gespräch ferne, nichts sagende Wörter wie „Asperger-Syndrom“ oder „Autismus“ fallen. Die primitive, von Unwissen getränkte, fast barbarische Gleichgültigkeit gegenüber den Wunden, die all dies hinterlässt, als wäre das nicht das Werk reifer Menschen, sondern boshafter, unwissender Kinder, die sich damit vergnügen, irgendein Tierchen zu quälen... Oh ja! Oh nein!

Spanne deine Flügel weit und fliege, du unvergleichliche Seele, bulgarische...

* * *

Lea Enev wurde an einem Novembertag im Jahr 1996 gegen Mittag geboren. Es war eine friedliche und ruhige Geburt, soweit man etwas derartiges überhaupt als „friedlich“ oder „ruhig“ bezeichnen kann. Auf jeden Fall kam sie zur Welt, ohne uns auch nur einen Moment Grund zur Sorge zu geben – anders als ihr älterer Bruder, der in absolut typischer Manier auf einer eigenen Meinung zu allem bestand, selbst zum Beginn seines Lebens, und uns fast stundenlang zur Verzweiflung trieb, weil er verkehrt herum auf die Welt kommen wollte. Peter Enev, der ewige Dissident...

Mit Lea dagegen schien alles irgendwie wunderschön, vollkommen und mit Geschmack gestaltet. Natürlich gibt es nichts Schöneres auf der Welt als das eigene Kind, aber dieses kleine Mädchen wirkte von Anfang an besonders gut proportioniert, hübsch wie ein Bild. Sie war ein rosiges, leicht grimmig dreinschauendes Baby, doch sonst recht ruhig und im Vergleich zu ihrem Bruder irgendwie einfacher. Sie begann sofort zu trinken, gierig und unermüdlich; sie schlief, soweit ich mich erinnere, ungewöhnlich friedlich für ein so kleines Kind. Kein Kind, sondern ein Traum. Das sind die frühesten Erinnerungen, mit denen ich sie festgehalten habe.

Und so ging es etwa zwei Monate lang weiter. Bis plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die erste Warnung kam, dass etwas an ihr „untypisch“ war.

Das Kind fing an zu kreischen.

Natürlich schreien alle Kinder, besonders in diesem Alter. Aber ihr Kreischen hatte nichts mit dem Schreien neurotypischer Kinder zu tun. Sie hörte einfach nicht auf – und das immer nachts – über viele Stunden hinweg, im Grunde bis zum Morgen, ganz gleich, wie viel und welche Anstrengungen wir unternahmen, um sie zu beruhigen. Es ist schwer, die Realität dieses Erlebnisses zu beschreiben, dieser ersten Begegnung – und, wenn man so will, ersten Konfrontation – mit dem Autismus, wenn man nicht die leiseste Ahnung hat, womit man es zu tun hat und was einen in Zukunft erwartet (ja, eigentlich für den Rest des Lebens). Das Kind schreit und schreit, und in einem selbst kämpfen unzählige Gefühle und Empfindungen gegeneinander – die meisten von ihnen, zumindest bei mir, verbunden mit heftiger Aggression, geboren aus Unverständnis und der Angst vor einem so unbegreiflichen, so unerklärlichen Verhalten. Das kleine Wesen schüttelte sich in offensichtlichen Krämpfen unkontrollierbarer Angst – und ein wissender, vorbereiteter Mensch wäre gewiss in der Lage gewesen, es auf die einzige Art zu nehmen, die für das Leben mit einem autistischen Kind taugt: Verständnis, Verständnis, Verständnis; Annahme, Annahme, Annahme.

Ja, ein wissender und vorbereiteter. Aber der Mensch, der ich damals war, war alles andere als wissend und

vorbereitet – und in Momenten von Wut und Angst zudem weitgehend der natürlichen, tiefen Empathie beraubt, mit der ihre Mutter immer begabt war. So kam es zu der ersten großen Schuld, der ersten großen Last gegenüber diesem Kind, die mir bestimmt ist, bis zum Ende zu tragen.

Ich beschloss, dass die Kleine „Erziehung“ brauche. Und ich setzte sie durch.

Sancta simplicitas! Nach ein oder zwei Wochen enormer Anstrengung, völlig schlafloser Nächte und immer größerer Müdigkeit und Frustration „entschied“ ich schließlich, dass es so nicht weitergehen könne. Ihre Mutter versuchte zu widersprechen, darauf zu bestehen, dass wir sie im Arm halten und ganz nah bei uns behalten müssten, egal was komme. (Bis zu diesem Zeitpunkt verbrachte Lea die Nächte meistens in unserem Bett, wobei einer von uns versuchte, sie zu beruhigen, während der andere versuchte zu „schlafen“. Peter, etwas über zwei Jahre alt, schlief bereits in seinem eigenen Zimmer, aber auch seine Nächte waren alles andere als ruhig – als Folge des enormen Stresses, den er natürlich registrierte, ob er wollte oder nicht.) Doch ich gab nicht nach: „Nein, hier braucht es eine feste Hand, sie muss wissen, wo ihr Platz ist. Peter haben wir schon genug verwöhnt.“ So oder so ähnlich müssen meine Worte gewesen sein. Ich war deutlich jünger und deutlich unwissender. Vielleicht taugt das als eine Art Erklärung. Eine Entschuldigung finde ich nicht, und ich glaube auch nicht, dass es nötig ist, eine zu suchen. So war ich.

Wir machten ihr in dem Nebenzimmer eine Art Nest aus Matratzen, Laken und Decken – und ließen sie dort „sich ausbrüllen“. Die Herzlosigkeit und Grausamkeit dieser Entscheidung erscheinen mir heute so unmenschlich, dass ich mich jedes Mal, wenn ich mich daran erinnere, gegen den aufsteigenden impulsiven Scham und Selbstmitleid wehren muss – doch das nützt nichts. Ich muss es erzählen – es ist wichtig. Das Kind verbrachte jede folgende Nacht in unaufhörlichem Weinen – fünf, sechs oder mehr Stunden am Stück –, bis es schließlich vor völliger Erschöpfung „einschlief“. Natürlich ließen wir sie nicht die ganze Zeit allein – alle paar Stunden fütterten wir sie, trugen sie herum und versuchten, sie zu beruhigen, doch längst viel weniger als am Anfang. Todorka litt sehr, aber da sie selbst am Rande völliger Erschöpfung stand, akzeptierte sie die „Lösung“ als unausweichlich. So lebten wir – und „erzogen“ Lea.

Ich erinnere mich nicht genau, wie lange das so ging. Es müssen mindestens drei Monate gewesen sein. Schließlich stellte sich ein irgendwie „stabilerer“ Zustand ein. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, ob Lea aus der grausamen Dressur, der wir sie aussetzten, tatsächlich „etwas gelernt“ hat oder ob sie einfach einen inneren Zustand erreichte, in dem sie mit dem Schrecken und der Angst zurechtkam. Jedenfalls wurde sie nach außen hin ruhiger, und irgendwann lebten wir – oder zumindest ich – mit dem Gefühl eines verdienten „Sieges“. Um Himmels willen, Sieg? Sieg über wen? Über das eigene Kind? Manchmal frage ich mich, wie ich überhaupt den Weg aus diesem Labyrinth von Verblendung, Egomanie und machohaftem

Sturkopfgehabte gefunden habe – falls ich ihn überhaupt gefunden habe.

Hier möchte ich die erste unvermeidliche Abschweifung machen, um die unmittelbare Realität des Lebens mit Autismus zu erklären – und in einen weiteren Kontext zu stellen. Es ist außerordentlich wichtig, die Chance zu bekommen, wenigstens ein wenig zu verstehen, was dieses Phänomen eigentlich darstellt, was seine Ursachen und Wurzeln sind und – was am wichtigsten ist – wie seine Realität ungefähr aussieht. Es gibt inzwischen viele persönliche Zeugnisse, gesprochen, geschrieben und formuliert von autistischen Menschen, darüber, wie die Welt durch ihre Augen aussieht, sowie viele Geschichten, die Eltern erzählen. Es ist wichtig, sie zumindest ein Stück weit zu kennen. Ohne ein solches Verständnis ist keinerlei Entwicklung auf beiden Seiten möglich.

Über die wissenschaftliche und historische Seite des Phänomens werde ich später sprechen, wenn es mir gelingt. Zu viele Dinge drängen sich in meinem Kopf nach Ausdruck – ich hoffe, ihr versteht das. Doch das Erste, was ich sagen will, was ich sagen muss, ist, dass die Realität des Autismus aus einem einzigen, endlosen, betäubenden, wahnsinnig machenden Schrecken besteht. Dies haben viele Autistinnen und Autisten in späteren, reiferen Phasen ihres Lebens berichtet, aber der Anfang ist bei allen derselbe: Schrecken, Schrecken und noch einmal Schrecken. Der Grund dafür ist für uns andere ebenso unzugänglich, wie er leicht zu verstehen ist – sobald man sich nur einmal die Mühe macht, verstehen zu wollen:

Sie sind einfach nicht in der Lage, „abzuschalten“.

Was heißt das ganz konkret? Nun, es ist vergleichsweise einfach: Schauen Sie sich für einen Moment um – jetzt, in dem Augenblick, da Sie diesen Text lesen – und versuchen Sie, alle Reize aufzuzählen, die in Ihrer unmittelbaren Umgebung um Ihre Aufmerksamkeit konkurrieren. Vor Ihnen ist der Bildschirm Ihres Computers oder ein Blatt Papier, wenn Sie den Text ausgedruckt haben. Irgendwo im Nebenzimmer (oder vielleicht sogar im gleichen) läuft der Fernseher, das Radio oder irgendeine Musik. Ihre Angehörigen, falls sie in der Nähe sind, erzeugen allerlei Geräusche, Bewegungen, senden verbale und nonverbale Signale, beschäftigen sich mit etwas, das irgendeine Art akustischen oder visuellen Hintergrund in Ihrer unmittelbaren Umgebung hervorruft. Auf der Straße ist Verkehr, durch das Fenster ist etwas zu sehen, das sich höchstwahrscheinlich ebenfalls bewegt, summt, knurrt, stöhnt, einfach macht, was es will. Ist es nicht ein Wunder, dass Sie trotz all dem imstande sind, ruhig zu bleiben?

Nun – all das ist für AutistInnen nicht möglich. Für sie ist die Abschirmung gegenüber den Reizen der Umwelt aus neurophysiologischen Gründen unmöglich, die nach wie vor tief im Dunkeln liegen. Ganz einfach gesagt – schon von den allerersten Momenten ihres Lebens an leben diese Menschen in einem Strudel, einem Wirbel, einem schwindelerregenden Strom von maximal verstärkten, maximal unerträglichen, maximal erschreckenden Hör-, Seh- und sonstigen Sinnesreizen, die ihnen buchstäblich keinen Augenblick Ruhe lassen. Was genau Autismus verursacht, ist weiterhin völlig unklar. Die gegenwärtig

vorherrschende Theorie besagt, dass er eine Form genetischer Verschiedenheit darstellt, die aus unbekannten Gründen auftritt, aber in allen menschlichen Gemeinschaften außerordentlich beständig und konstant ist – ähnlich wie die Homosexualität.

All das ist von außerordentlicher Bedeutung. Im obigen Absatz finden sich mehrere Aussagen, die die Ecksteine beim Aufbau der Fähigkeit bilden, Verständnis zu entwickeln, später – vorbehaltlose Annahme, und schließlich – berechtigten elterlichen Stolz auf das Leben und die Leistungen, die mit diesem langsamen, schmerzhaften und sehr schwierigen Wachstum verbunden sind: dem Leben mit Autismus und mit der autistischen Person. Wenn mich meine eigene Erfahrung nicht täuscht, betrifft das sogar unsere Fähigkeit, diese Kinder zu lieben. Glauben Sie mir – nichts daran ist einfach.

Und so:

Erstens: Es ist nicht wichtig, was genau die – auf den ersten Blick – unmenschlichen Reaktionen verursacht, mit denen dieses Kind Sie über viele Jahre hinweg immer wieder konfrontieren wird. Wichtig ist, dass Sie verstehen: Es hat keine andere Wahl – zumindest nicht am Anfang, bevor es gelernt hat, mit dem Schrecken zu leben. Sie haben eine Wahl – es nicht. Ich wiederhole: Dieses Verständnis ist von außerordentlicher Bedeutung.

Zweitens: Es ist nicht wichtig, was genau den Autismus selbst verursacht. Es ist nicht wichtig – im Gegenteil, es ist außerordentlich schädlich –, Hoffnungen zu nähren, dass

eines Tages ein Wunder geschehen und Ihr Kind „geheilt“ werden wird. Das ist unmöglich, denn Autismus ist keine Krankheit, sondern ein psychischer Zustand mit eigenen Dynamiken, die – oh ja! – sehr langsamen, sehr allmählichen Veränderungen unterliegen, aber grundsätzlich unaufhebbar sind. Erst wenn Sie akzeptieren, dass Sie nicht „gegen die Krankheit“ kämpfen, sondern *für Ihr Kind*, erhalten Sie eine Chance auf Wachstum, auf Gelassenheit, Ausgeglichenheit, Normalität, Menschlichkeit. Vorher waren Sie nur „Opfer“ – Opfer Ihrer eigenen wie auch der gesellschaftlichen Vorurteile, die mit dem massenhaften Unwissen einhergehen, das dieses Phänomen umhüllt.

Im Gegenteil: Von größter Bedeutung ist es, alle Ihre Anstrengungen – von dem Moment an, in dem die Diagnose einigermaßen klar ist – auf volle Hingabe, Liebe und jede erdenkliche Unterstützung für das Kind zu richten. Alle Kinder brauchen Liebe, um normal aufzuwachsen; autistische Kinder brauchen zehnmal so viel. Das mag wie eine überflüssige Betonung erscheinen, aber meine eigene Erfahrung spricht dagegen: Ein autistisches Kind zu lieben, ist keineswegs leicht; dieses fremdartige, unverständliche kleine Wesen bringt Sie ständig, ständig, ständig an die Grenzen Ihrer eigenen Belastbarkeit und Ihres Verständnisses – bis Sie unausweichlich in jene Momente geraten, erfüllt von schwerer, unerträglicher Schuld, in denen Sie das Gefühl überwältigt, dass es schlicht unmöglich ist, es zu lieben.

Gegen diese dunklen, erdrückenden Gefühle und Zustände – die Gleichgültigkeit, die Angst, die Aggression gegen

das eigene Kind – anzukämpfen, ist außerordentlich schwer, und ich habe mehr als nur ein Elternpaar unter dieser Last zerbrechen sehen: Sie gaben ihre Kinder auf oder brachten sie in Institutionen, lange bevor diese die grundlegenden Fähigkeiten für Kommunikation und Überleben in einer völlig verwirrenden, erschreckenden Welt erlernt hatten – und nahmen ihnen damit jede Chance auf ein glückliches oder wenigstens normales Dasein. Sie nahmen sie sowohl den Kindern als auch sich selbst.

Kein Mensch kann sich eine solche Tat vergeben, ob er es bewusst wahrnimmt oder nicht – und das Ergebnis eines solchen elterlichen Versagens ist gewöhnlich mit einer mehr oder weniger vollständigen Zerstörung der Persönlichkeit verbunden. Mehr muss ich dazu nicht sagen – behalten Sie es einfach im Kopf: So schwer das Leben mit dem „kleinen Monster“ auch erscheinen mag, es gibt keine Alternative zu Hingabe, Liebe und bedingungsloser Unterstützung. Alles andere ist ein schleichender Selbstmord – bewusst oder unbewusst.

Und doch – so ist die menschliche Natur – keiner von uns kann mit so etwas ohne Antworten leben, so unvollständig oder widersprüchlich sie auch sein mögen. Die Frage „warum, warum, warum... warum gerade ich?“, begleitet von dem unerträglichen Gefühl, vom Leben, von der Welt, von Gott „bestraft“ zu sein, verlässt einen keinen Augenblick, besonders in den ersten Jahren. Und das Fehlen einer Antwort ist so erdrückend, dass die Anstrengungen, die nötig sind, um das Gefühl des schicksalhaften Verdammenseins zu überwinden und danach Gelassenheit, ja sogar Glück zu erlangen, unmenschlich,

unerreichbar, unvorstellbar erscheinen. Deshalb entwickeln wir alle – ob wir wollen oder nicht – unsere eigenen Erklärungen für die Ursachen, die zur Erscheinung dieses Menschen in unserer eigenen Familie geführt haben.

Bei uns gibt es mehrere Versionen, und ich will sie hier mit Ihnen teilen, um das Bild zu vervollständigen. In den ersten Jahren brachten wir Leas Beeinträchtigung mit einer Hypothese in Verbindung, die so verrückt wie plausibel war: dass die Entwicklung ihres Gehirns in der Embryonalphase unter dem Einfluss erhöhter Quecksilberwerte im Körper von Todorka geschädigt worden sei.

Die Sache war nämlich so: Lea war nicht geplant – sie kam unerwartet und überraschend –, und nur ein Jahr zuvor hatten sowohl meine Frau als auch ich aufwendige und komplizierte Eingriffe hinter uns, bei denen unsere alten „sozialistischen“ Füllungen vollständig durch neue, „kapitalistische“, unschädliche ersetzt wurden.

Das teure und langwierige Verfahren befreit einen zwar von der Angst, den eigenen Körper langsam, aber sicher von innen zu vergiften, führt aber gleichzeitig – ein bewiesener Fakt – für eine gewisse Zeit zu erhöhten Quecksilberkonzentrationen im Körper, da das Entfernen der Füllungen mit einem gewissen „Austrreten“ ihres giftigen Inhalts in den Stoffwechsel einhergeht.

Nach einem solchen Eingriff schwanger zu werden, ist natürlich alles andere als ratsam. Nun, uns ist es passiert.

Ich habe oben das Wort „verrückt“ benutzt, weil uns die viel objektiveren und naheliegenderen Erklärungen die ganze Zeit über direkt vor der Nase lagen – jene, mit denen wir heute leben. Ich meine unsere eigenen Stammbäume und das Vorhandensein ganz offensichtlicher, klar erkennbarer genetischer Vorläufer, die mit dem Erscheinen unseres Kindes zusammenhängen.

Todorka hat eine Verwandte, die ebenfalls von einer Form psychischer Beeinträchtigung betroffen ist. Bei mir selbst wiederum trat eine Entwicklung ein, die man aus den Geschichten vieler anderer Eltern autistischer Kinder kennt: Im Laufe der Zeit, durch das Leben mit Lea, begann ich langsam und allmählich zu begreifen, in welchem Maße mein eigener psychischer – und wahrscheinlich auch genetischer – Aufbau bereits die Keime des Autismus in sich trug.

Kürzer gesagt: Im Laufe der Jahre habe ich zunehmend verstanden und gespürt, dass ich selbst Träger des Asperger-Syndroms bin – ein Mensch, mit hoher Intelligenz begabt, zugleich aber so belastet von inneren Spannungen, Unsicherheiten und Ängsten, dass ihm letztlich einige der grundlegendsten Mechanismen fehlen, um Gemeinschaft und Zugehörigkeit mit anderen Menschen zu erleben.

Ein ewiger Einzelgänger, der immer und immer wieder den Weg zur Gemeinsamkeit sucht – und ihn nicht findet.

* * *

Manchmal denke ich: Wenn man mich an einen Haken hängen und von oben bis unten aufschlitzen würde, dann würden nicht die üblichen Dinge herausfallen, die aus einem solchen menschlichen Sack herausfallen – Därme, Blut, Scheiße –, sondern Worte.

Ich sage dies ohne jedes wirkliche Gefühl der Übertreibung, abgesehen von der bewusst gesuchten Drastik des Bildes: In meiner eigenen Erfahrung sind Worte immer etwas Unabhängiges gewesen, ja etwas, das meiner bewussten Willenskraft sogar zuwiderläuft. Etwas, das mich von innen aufbläht, mich oft quält und im Grunde tut, was es will.

Von frühester Kindheit an, als sie mir nicht selten Ärger einbrachten – mit Eltern, mit Lehrern, mit den anderen Kindern, die mich in einem Ausbruch irgendeines Gruppeninstinkts ausgrenzten und lieber mieden –, bis heute, wo wieder die Worte, diesmal niedergeschrieben und überall hingestellt, mich immer wieder in Schwierigkeiten bringen ... ja, während all dieser Zeit sind sie unverändert – und bleiben es – etwas völlig Eigenständiges, kosmisch Geheimnisvolles, leicht Bedrohliches und vor allem: etwas, das mich isoliert, nicht etwas, das mich mit Menschen verbindet.

Ja, die Isolation. Diese unsichtbare, dehnbare, endlos ausweitbare und doch undurchdringliche Mauer, die mich selbst in Momenten größter Intimität und Nähe immer von den „Menschen“ getrennt hat.

Das Gefühl der Nichtzugehörigkeit, der unüberwindbaren Andersartigkeit und Fremdheit; etwas, das ich erst im reifen, fast schon „erwachsenen“ Alter als unausweichlich zu akzeptieren gelernt habe – ohne je jenen unstillbaren Juckreiz überwunden zu haben, der manchmal in Schmerz übergeht und mit diesem schwer erträglichen Zustand verbunden ist.

Die Unfähigkeit, sich je wirklich beteiligt, zugehörig oder interessiert zu fühlen – wo und wann auch immer.

Der stets gesenkte Blick, der mir mit meiner Mutter immer denselben Ärger einbrachte – eine eigenartige Frau, die es verstand, in ein und derselben Person sowohl ein sehr tiefes, grenzenloses individuelles Empfinden für das Schöne als auch eine Art vorbehaltlose, fast paranoide Verehrung der Notwendigkeit öffentlicher Wohlanständigkeit zu vereinen.

„Die Leute beschwerten sich schon wieder, dass du sie auf der Straße nicht grüßt! Wann wirst du endlich lernen, dich anständig zu benehmen, wann?“

Heute, da mein Sohn mich – völlig unerwartet – damit konfrontiert, dass es bei ihm genau dasselbe ist, dass auch er wie sein Vater enorme Schwierigkeiten mit dem Zusammensein hat, mit dem, was alle anderen, so scheint es, einfach so, mit einem Fingerschnippen erreichen, versuche ich vergeblich, ihn zu beruhigen: dass die schwersten Formen dieser Art von Isolation unausweichlich mit der Jugend verbunden sind; dass man mit zunehmendem Alter lernt, sich selbst zu überlisten

oder wenigstens nicht mehr mit derselben brennenden Eindringlichkeit das Gefühl der Einsamkeit zu spüren; dass dies nur der Preis ist, den Menschen dieser Art – welcher auch immer – für ihre Einzigartigkeit zahlen müssen; dass es auch eine Belohnung gibt für die Isolation, für das Scheitern an der Kommunikation, für die Vereinzelung.

Für ihn sind all das nur Worte – Worte, die für einen Moment, stark eingefärbt von Egomanie, eine flüchtige Erleichterung verschaffen können.

Und wie könnte es auch anders sein?

Teil 2



Aber kehren wir zur eigentlichen Geschichte zurück...

Wir lebten also ruhig und glücklich, beinahe wie im Märchen. (In Wahrheit hatten die Samen dessen, was uns rund zehn Jahre später trennen sollte, bereits begonnen zu keimen – doch das gehört in eine andere Geschichte.) Das Baby hatte sich beruhigt, auch der kleine Peter wurde friedlicher, und wir begannen allmählich, den Horror von Leas nächtlichen Schreien zu vergessen. Ja. *Wir* begannen, sie zu vergessen. Was in Lea selbst vorging, weiß natürlich niemand. Doch nach außen hin war nichts zu erkennen. Noch einige Monate lang.

Bis die wirkliche, unerträgliche Begegnung mit dem Autismus auf uns zukam. Die Diagnose.

Wie immer war es ihre Mutter, die als Erste Alarm schlug. Gott helfe mir – ein weiterer Fehler, den ich bekennen muss. Als sie zum ersten Mal sagte: „Mit diesem Kind stimmt etwas nicht“, reagierte ich so furchtbar, fuhr so auf, stritt so heftig, fast schon bis zum Streit – dass mich heute noch die Scham packt. „Du suchst immer etwas, das allen Frieden und alles Glück vergiftet. Wie kannst du nur so schwarzsehen? Schau dir dieses schöne, ruhige Kind an!“ Und sie sah mich an – zornig und zugleich mit Tränen, presste die Lippen zusammen und zeigte es mir: Setzt man sie hin, kippt sie zur Seite wie eine schlecht gemachte Puppe; bald wird sie ein Jahr alt, und sie hat noch immer keinerlei Gleichgewichtssinn, kann nicht einmal sitzen. Herrgott, erbarme dich!

Wir gingen, wir zeigten sie, wir schrumpften innerlich zusammen und warteten. Und das Urteil ließ nicht auf sich warten: verzögerte kindliche Entwicklung, mit dem Verdacht auf eine psychische Beeinträchtigung. Haltet euch fest, Leute!

* * *

Ich weiß nicht, warum der Mensch so beschaffen ist, dass gerade all das, was ihn glücklich, ruhig und zufrieden macht, keine tiefen Spuren im Gedächtnis hinterlässt. Man denkt zurück an „glückliche Kindheit“, „gute Jahre“ oder einfach „die Jugend“, aber selten bleiben davon die scharfen, kantigen, wie schlecht gegossener Beton kratzenden Erinnerungen zurück, wie sie uns Unglücke, Schmerzen und Ängste einbrennen.

Nicht, dass man es nicht schon immer gewusst hätte – Nietzsche hat es besser gesagt als jeder andere: *Der Schmerz fragt immer nach dem Grund, während das Vergnügen geneigt ist, für sich selbst stehenzubleiben und nicht zurückzuschauen.* Auch die Wissenschaft kennt Theorien dazu – wir waren zu lange Affen, haben zu lange in Angst und Schrecken vor allem Möglichen gelebt, sodass unsere Gehirne im Laufe der Evolution darauf geeicht wurden, vor allem das Schlechte und Schmerzhaftes zu registrieren und zu bewahren, weil gerade das der bessere, verlässlichere Lehrer ist...

Ja, der Kopf mag all das akzeptieren, verarbeiten, nicken und sich einer neuen Ablenkung zuwenden. Der Kopf kann es – doch das, was darunter liegt, kann es nicht. Der Magen zieht sich zusammen in Krämpfen von Empörung und Wut und weigert sich, weigert sich, weigert sich, zuzustimmen. Und der Kopf folgt, ob er will oder nicht. „Warum, warum, warum bin ich so ein Rindvieh, warum erinnere ich mich nur an das Schlechte und Schmerzliche, bis ins kleinste Detail, das wie Schmirgelpapier kratzt – während alles andere, das Gute, Leichte, Glückliche, angeblich da ist, angeblich erinnert, und doch, wenn ich hinsehe, nur als diffuse Gefühle übriggeblieben ist?“ Solche Gedanken quälen mich jetzt, an der Schwelle zu meinen Sechzigern. Wird sich das jemals ändern?

* * *

Und so lebten wir mit der Angst und der Wut, die sich durch nichts vertreiben lassen, und so sehr man sich auch abmühte, es drängte von innen, die Augen zum Himmel zu

heben, die Faust zu schütteln und zu zischen: „Ach du, wer auch immer du bist in dieser Welt, Herr über alles – warum hast du mir das aufgebürdet? Womit habe ich das verdient, welches große Unrecht habe ich begangen – habe ich jemanden getötet, ein Verbrechen vertuscht, Menschen irregeführt –, dass gerade mir dieser Kelch gereicht wird? Warum, warum, warum?“ Und man sitzt da, starrt ins Leere – und es kommt keine Antwort, keine Antwort, keine Antwort.

Und das Kind wächst. Und mit jedem Tag schmilzt die Hoffnung dahin, dass sie sich jetzt, gleich, in diesem Augenblick endlich aufrichten, die Schultern strecken, uns mit klaren, hellen Augen ansehen und ein kindliches Gurren von sich geben wird – wie alle anderen, verdammt noch mal! – wie... ja, wie auch immer man es nennen mag.

* * *

Ich überspringe hier einige Jahre, in denen das Leben mit dem neurodivergenten Kind noch erträglich schien. Nicht leicht, nur erträglich. Wir versuchten, alles zu akzeptieren, die Erwartungen loszulassen, den Alltag zu bewältigen. Nach einer kleinen Ewigkeit lernte sie endlich laufen (mit zwei Jahren und acht Monaten), begann dann langsam und mühsam, die „elementaren Dinge“ zu überwinden, die jedes Kind scheinbar mühelos beherrscht: nicht gegen Möbel zu stoßen. Auf dem Töpfchen zu sitzen. Treppen zu steigen. Keine Angst vor dem Schaukelpferd zu haben.

Natürlich war dieses Kind von den ersten Tagen nach der Diagnose an in ständiger Physiotherapie. Und ohne Zweifel hat die Arbeit all dieser Menschen – guter, anständiger, fähiger Fachleute – unermesslich viel zu ihrer Entwicklung beigetragen. Heute, aus der Distanz der Jahre, wird das deutlicher. Doch damals, in jener erstarrten Ewigkeit – oder zumindest ist das die Erinnerung, die mir aus den Jahren zwischen ihrem ersten und fünften Lebensjahr geblieben ist – erschien es mir, als hätten wir in einem absurden Universum nach Art des alten Philosophen Parmenides zu leben begonnen: es scheint Bewegung zu geben, doch schaut man genauer hin, gibt es keine. Die Welt täuscht nur Bewegung und Veränderung vor. Die Wahrheit ist: alles ist erstarrt, und Bewegung ist bloß eine Chimäre.

In einem Punkt jedoch hatten wir großes Glück: In ihren frühen Jahren war Lea nicht vom größten Fluch des Autismus gezeichnet – der Unfähigkeit zu körperlichem Kontakt. Sie war ein verschmustes, liebevolles Wesen, ein kleines plüschiges Bärchen, das es liebte, umarmt, getragen, gekitzelt, geküsst zu werden. Wie jedes neurotypische Kind. Später änderte sich das, besonders in den Teenagerjahren – aber welcher Teenager lässt sich schon gerne von den Eltern umarmen und küssen?

Ungeordnete Erinnerungen drängen sich mir auf: Lea mit ständig verstopften Öhrchen, weil sie vor irgendetwas Angst hat; Lea mit schweren Verdauungsproblemen, die fast zu klinischen Notfällen führten (doch dazu später – eine ganze eigene Geschichte, die beinahe komisch wäre, wenn sie nicht so furchtbar gewesen wäre); Lea auf Gran

Canaria – eine wahnsinnig schöne kleine Puppe, bei der wir ständig wachsam sein mussten, damit kein Missgeschick oder gar eine Katastrophe geschah; Lea im Kindergarten, wo wir erstmals auf das Problem stießen, das uns jahrelang quälen sollte (wie bildet man eigentlich ein solches Kind?); Lea mit einem Pflaster über einem Auge, weil sie starkes Schielen entwickelte – die einzige Zeit in ihrem Leben, in der sie äußerlich beeinträchtigt aussah. Lea, Lea, Lea...

Neulich habe ich Peter gefragt, wie er selbst das Aufwachsen mit dieser Schwester erlebt hat. (Ich weiß nicht, ob das normal ist oder nicht, aber erst jetzt beginnt er sich zu öffnen und nach und nach die tiefen, stets unterdrückten, stets verheimlichten Ängste, Spannungen und Unsicherheiten zu teilen, die das alles für ihn bedeutete.) Seine Antwort war ein wenig paradox, ein wenig aphoristisch und geradezu vernichtend – zumindest für einen Vater. (Habe ich schon erwähnt, dass mein Sohn das intelligenteste junge Wesen ist, das ich kenne – und inzwischen auch mein bester, intimster, engster Freund; offenbar ticken wir auf intuitiv ähnliche Weise)...

„Ich war Willy Loman, und Lea war Elvis Presley.“

Versteht ihr, was mir dieser Junge damit sagt? Ich war ein Niemand, und Lea war der Star.

Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter, und es kostete mich Mühe, meine Erschrockenheit über eine so direkte, so gnadenlose Antwort nicht zu zeigen, in der ich – ob ich will oder nicht – einen Vorwurf an meine mangelnde

elterliche Kompetenz lese. Peter hat sich immer völlig von der Wucht überschattet gefühlt, mit der Lea den Löwenanteil der elterlichen Aufmerksamkeit in diesem Haus einforderte und erhielt.

Ich selbst, aufgewachsen in einer Atmosphäre erbitterter Konkurrenz um die Liebe und Aufmerksamkeit der Eltern zwischen mir und meinem älteren Bruder (wobei es durchaus wahrscheinlich ist, dass ich eher die Rolle von Lea spielte als die von Peter), weiß nur zu gut, wohin die Eifersucht eines Kindes führen kann, das sich verdrängt, an den Rand gedrängt, aus dem Zentrum der elterlichen Aufmerksamkeit hinausgeschoben fühlt, weil neben ihm ein anderes, jüngerer, damit automatisch privilegiertes Wesen aufgetaucht ist.

Die Dinge können wirklich hässlich werden – das muss ich wohl nicht groß erklären.

Gott sei Dank besitzt Peter alle Tugenden der deutschen Erziehung (oder vielleicht sogar die Gene?), die es ihm niemals erlaubten, auch nur einen Moment lang aggressiv gegenüber seiner Schwester zu sein. Er hat gelitten – aber geschwiegen. Und er hat alles ertragen wie ein Erwachsener – ja, eigentlich besser als die Erwachsenen. Über meine eigenen Verfehlungen mit Lea habe ich noch viel zu erzählen.

Mein Sohn, mein Held!



* * *

Und so befinden wir uns im Jahr 2001. Lea wird fünf, Peter sieben, Todorka siebenunddreißig, ich vierzig. Irgendwo hier begann der Fleischwolf sich auf voller Tour zu drehen. Es tut mir leid, eine so drastische Metapher benutzen zu müssen, um meine Empfindungen aus jener Zeit zu beschreiben, aber das ist die reine Wahrheit.

Von da an, bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr, war Lea eine Art Verkörperung von Attila, der Geißel Gottes. Bis dahin hatte sich – sei es, weil sie noch klein war, sei es aus irgendeinem anderen Grund – ihr Autismus in relativ leisen, einigermaßen ruhigen Formen gezeigt. Aber nach ihrem fünften Geburtstag fing sie an, sich zu entfesseln – und immer mehr, bumm-bada-bäng!

Die übliche Szene sah ungefähr so aus: Mitten in irgendeiner friedlichen, banalen Familiensituation (Kochen, Essen, Gespräch, Fernsehen – was auch immer) stößt sie plötzlich einen Schrei aus, als würde man sie schlachten, und beginnt, sich zu schlagen, zu werfen, zu kratzen, zu beißen, zu treten, zu schreien, zu zerschlagen und alles, was ihr in die Hände fällt, umherzuschleudern. Keine Vorwarnung, keine Anzeichen eines aufziehenden Sturms. Alles passiert im Bruchteil einer Sekunde und dauert dann Stunden, bis sie sich wieder beruhigt und zur Ruhe kommt. Und das ständig, Tag für Tag, ohne dass wir auch nur das Geringste verstehen konnten. Warum sie es tat – wir wussten es nicht.

Wir gehen die Straße entlang, es regnet. Sie schreit auf und wirft sich in die nächste Pfütze, legt sich auf den Rücken und fängt an, sich wie ein Eselchen zu wälzen. Wir wussten, dass es sinnlos war, irgendetwas zu unternehmen, weil das den Anfall nur verschlimmern würde, aber die Leute um uns herum wussten das nicht. Und dann ging es los ...

Tja, die Leute. Wie oft habe ich mir gewünscht, ich könnte sie einfach mit einer Bewegung eines Zauberstabs von der Bühne wischen. Es kam vor – einmal, zweimal, hundertmal –, dass irgendwelche zufälligen Passanten, manchmal sogar Polizisten, beschlossen, wir seien irgendwelche schrecklichen, pathologischen Eltern, die ihr Kind gerade einer raffinierten (weil unsichtbaren) Folter unterzogen hätten, und dass ihre höchste staatsbürgerliche Pflicht nun darin bestünde, herbeizustürzen und uns mit Worten zu prügeln, so schwer wie Dampfwalzen.

Todorka hielt mehr aus; ich explodierte augenblicklich wie eine Mine, während Lea – für die das alles überhaupt nicht existierte – gewöhnlich ihren Veitstanz fortsetzte, bei dem wir gleichzeitig auf sie achten mussten (damit sie nicht unter die Räder der Autos geriet, was ebenfalls regelmäßig vorkam) und auf die rasenden Bürger ringsum, die das Wort „Behinderung, Behinderung, BEHINDERUNG“ nicht hören wollten.

Und das Leben ging natürlich weiter. Nach und nach begann das Kind motorische und geistige Fähigkeiten zu entwickeln, die wir nicht erwartet hatten. Sie lernte, mit viel Mühe und ohne besondere Ermunterung von unserer Seite auf die Klettergerüste im Park zu steigen – und es war offensichtlich, dass es ihr genau dieselbe Freude bereitete wie allen anderen Kindern.

Sie lernte, am Computer zu spielen, den wir ihr sofort anschafften, als klar wurde, dass sie diese Maschinen interessierten. Sie lernte – oh Gott, was vergesse ich alles – einfach zu sprechen. Mit sehr wenigen Worten, mit einer völlig falschen und verworrenen Grammatik (ein Phänomen, das bei Autisten typisch ist, die gehörte Phrasen wortwörtlich wiederholen, genauso, wie sie sie beim ersten Mal gehört haben, und sie dann nie wieder verändern) – aber sie lernte es!

Sie spielte immer allein, immer in völliger Isolation, ohne jeglichen Kontakt zu anderen Kindern (außer im Kindergarten, aber das zählt nicht, da es von den Erzieherinnen ausging, nicht von ihr), und völlig unfähig zur Selbstverteidigung – etwas, das sich später als von

enormer Bedeutung in einem der großen „Geheimnisse“ um sie herausstellen sollte.

Ich erinnere mich: Einmal, wie üblich, hatte ich sie im Park klettern lassen, während ich natürlich hin und wieder einen Blick auf sie warf – und plötzlich entdeckte ich mit Entsetzen, dass irgendein kleiner Junge sie systematisch verprügelte, und sie ihn nur ansah, nicht einmal weinte, ihn nur schief ansah und die Schläge ertrug, ohne sich von der Stelle zu rühren, ohne zu fliehen, ohne eine Hand zur Verteidigung zu heben oder um Hilfe zu schreien.

Da möchte man selbst losheulen – und nicht mehr aufhören.

Um den Strom völlig chaotischer Erinnerungen, der mich gerade überschwemmt, ein wenig zu kürzen, gehe ich zur nächsten „theoretischen“ Phase über, das heißt: Ich werde – so weit es meine Kräfte und mein Wissen zulassen – die „Grundlagen des autistischen Verhaltens“ erklären.

Der Autismus, soweit mir bekannt, zeichnet sich vor allem durch zwei Hauptmerkmale aus:

Erstens durch die Unfähigkeit zu normaler Kommunikation und eine Neigung zur hermetischen Isolation von den anderen (das kann von völliger Sprachlosigkeit bis zu scheinbar chaotischen, für Außenstehende der „Eingeweihten“ fast unverständlichen Formulierungen reichen, deren Sinn erst dann – und falls überhaupt – klar wird, wenn jemand aus dem nahen Umfeld des Autisten sie Ihnen erklärt).

Zweitens durch ein fast zwanghaftes, das heißt unflexibles, erzwungenes, obligatorisches Insistieren auf Unveränderlichkeit und Konstanz von allem, was den Autisten umgibt. „Der Berg darf sich nicht von der Stelle rühren“, sagt eine Figur in Kurosawas „Der Doppelgänger“ – und wenn es ein Motto gäbe, das autistische Fixierungen so kurz und klar wie möglich beschriebe, dann wäre es genau dieses. Nichts darf sich bewegen, nichts darf verschoben werden, nichts darf seinen Platz, seine Form oder sogar seine Farbe ändern. Alles muss so bleiben, wie es beim ersten Mal, bei der ersten Begegnung, wahrgenommen wurde. Entweder so – oder wir schreien, schlagen kaputt und werfen uns wie rasende Tierchen umher.

Das hängt wiederum mit dem Grundmotiv der ganzen Autismus-Thematik zusammen – der sensorischen Überlastung. Die Unveränderlichkeit, die Unbeweglichkeit der Dinge ist eine der wenigen (manchmal die einzige) Möglichkeiten, über die er oder sie verfügt, um irgendeine Form von Kontrolle über eine Umwelt auszuüben, deren Hauptmerkmal sonst völlige Unvorhersehbarkeit, Chaos und Bedrohlichkeit ist. „Ich lasse keine Veränderungen zu, also bin ich“ – vermutlich so etwas wie ein autistisches Äquivalent zur *Maxime Descartes*’. Dabei handelt es sich selbstverständlich nicht um eine bewusst, willentlich gewählte Handlung, sondern um ein völliges Fehlen von Alternativen. Er oder sie *kann nicht* anders, weil sich sonst alles in komplettes Chaos auflösen würde.

Worin äußert sich das praktisch? Nun gut, jedes Kind, jeder Mensch liebt Unterhaltung, nicht wahr? Autisten

lieben sie auch. Filme, Hörbücher, Musik (vor allem Musik!) – Autisten *verehren* solche Dinge. Nur, im Unterschied zu uns Neurotypischen, die sich nach einigen Wiederholungen an etwas sattgesehen oder -gehört haben, gibt es bei ihnen keine Sättigung. So einfach, so knapp. Darum kommt es vor, dass nach einem, zwei oder noch mehr Jahren und – sagen wir – fünfhundert Sichtungen desselben Kinderfilms, dem Hören ein und desselben Ausschnitts [sic!] aus irgendeinem Lied, derselben Melodie, die immer wieder reproduziert wird, indem man ständig dieselbe Taste auf dem digitalen Kinderklavier drückt... wenn dann in irgendeinem kosmisch wichtigen Moment Ihr Kind endlich das Motiv wechselt und sich etwas Neuem zuwendet, Sie es anfangs schlicht nicht fassen können. Darin besteht ein gewaltiger Teil des Lebens mit dem Autismus und den Autisten.

Teil 3



Jetzt muss ich tief Luft holen. Es kommt der Moment, an dem ich anfangen muss, von etwas zu erzählen, das viele von Ihnen zunächst wohl als leicht „abseits“ wahrnehmen oder zumindest als den Versuch irgendeiner unseriösen Originalität: worin die *Belohnung* des Lebens mit dem Autismus und den Autisten besteht, worin das *Privileg* liegt, Elternteil eines neurospezifischen (oder sonst wie beeinträchtigten) Kindes zu sein, worin – verzeihen Sie die bombastische Formulierung – der *universale Sinn* all dieses „Leidens“, dieser unglaublichen Prüfung liegt. Denn all das gibt es, es existiert – und wie! Nur ist es schwer zu sehen und zu begreifen, besonders am Anfang, besonders dann, wenn Schmerz und Verzweiflung im Begriff sind, Ihnen die Kehle zuzudrücken und das Einzige, woran Sie denken und wovon Sie träumen

können, lautet: „Alles, nur das nicht! Nur das nicht, nein, nein, neeeeeeeeein!“

Ich beginne etwas von weiter her, bitte haben Sie Geduld. Die Ausbildung, die ich in meinen prägenden Jahren erhielt, war die Philosophie, daher haben die Dinge, von denen ich hier sprechen werde, einen philosophischen Beigeschmack. Falls die Gefahr besteht, dass Sie das entfremdet und Sie sich – auch nur für einen Moment – denken: „Schade, hier hört das Interessante wohl auf“, wiederhole ich: Bitte, ein wenig Geduld. Die Philosophie, die ich praktiziere, ist menschlich, verständlich und warm. Lesen Sie weiter, und Sie werden es selbst sehen.

Um also zur Frage der Belohnung zu kommen, muss ich mit einer der „Theorien“ über den Menschen und das Menschliche beginnen, mit denen ich mich beschäftige – und mich nicht selten in Momenten der Einsamkeit, Müdigkeit oder schlichten Langeweile tröste. Das Menschliche ist natürlich etwas unendlich Komplexes, aber für die Zwecke dieses Nachdenkens werde ich es vereinfachen und auf jene zwei entgegengesetzten Eigenschaften der menschlichen Natur zurückführen, deren Gegenüberstellung, gegenseitiges Reiben und Ringen uns zu dem macht, was wir sind. Ich meine hier das, was man oft unser „äußeres Ich“ nennt, und seine Kehrseite, das „innere Ich“.

Das äußere Ich bestimmt und lenkt gewöhnlich die aktiven Seiten unseres Lebens. Es ist der ehrgeizige, kämpferische, auf Erfolg und Gewinn ausgerichtete Teil unserer Natur. An sich – ebenso wie sein Gegenteil – ist es

weder gut noch schlecht. Es will bauen, schaffen, hervorbringen, die Welt zum Besseren verändern. Es will den höchstmöglichen Status erreichen und – gleichsam natürlich – eine ununterbrochene Kette von Siegen.

Das innere Ich ist mit den tiefen, mühsamen und nicht selten verwirrenden Seiten unseres Lebens befasst. Es will im Einklang mit bestimmten moralischen Qualitäten leben, stets die Balance und die Grenze zwischen Gut und Böse finden – und, wenn möglich, nur das Gute tun. Es sucht innerhalb und außerhalb des Lebens nach irgendwelchen universalen Wahrheiten, transzendenten Werten, höheren Prinzipien. Es will nicht dafür geschätzt werden, dass es dieses oder jenes erreicht hat, sondern dafür, dass es *richtig* lebt.

Es versteht sich, dass die Vereinigung dieser beiden Seiten unserer Natur nur selten „von selbst“ gelingt. Das äußere Ich drängt voran und will alle Hindernisse so schnell wie möglich überwinden; das innere Ich zieht die Zügel an und beharrt darauf, dass kein menschliches Ziel alle Mittel heiligt. Das äußere Ich tritt aufs Gas, das innere hält hartnäckig den Fuß auf der Bremse. Der Kampf zwischen ihnen beginnt früh und endet im Prinzip nie. Selig sind die Menschen, denen es gelingt, diese beiden widersprüchlichen Elemente im Gleichgewicht und in friedlicher Koexistenz zu halten.

Es ist nicht leicht – das wissen wir alle. Und leicht ist es nicht nur deshalb, weil es nichts umsonst gibt. Leicht ist es vor allem deshalb nicht, weil wir in einer Welt leben, die mit aller Kraft das Äußere ermutigt und das Innere Ich

vernachlässigt. Sagen Sie mir: Wie oft im Leben haben Sie den Mund aufgemacht, um etwas „Richtiges“, „Erhabenes“ oder einfach „Schönes“ zu verteidigen, sind aber im selben Moment verstummt aus Angst, dass Ihnen jemand entgegnet: „Wenn du so klug bist – wo sind dann deine fünf Groschen?“ Wie oft haben Sie die Stimme des inneren Ichs unter dem Druck des allgemeinen Einverständnisses unterdrückt, dass es in dieser Welt nur die Schurken sind, die prosperieren?

Gut. Genug Theorie – es ist wieder Zeit, Ihnen Dinge zu erzählen, die mir (uns) passiert sind und weiter passieren. Die Sache ist natürlich die, dass in meinem, in Todorkas und sogar in Peterchens Leben vor Leas Geburt bereits Hunderttausende, Millionen von Augenblicken verstrichen waren, in denen wir fortwährend Entscheidungen trafen. Und wie Sie unten sehen werden, begünstigten meine Entscheidungen in den letzten Jahren vor ihrer Geburt fast immer nur das eine Ich. Und Lea hat all das verändert – radikal, gnadenlos und, so hoffe ich, für immer.

Die Jahre kurz vor und nach meiner Ankunft in Deutschland habe ich anderswo beschrieben, ich werde Sie damit nicht noch einmal belasten. Ich muss jedoch erklären, dass der Wechsel von Land und Kultur zu einer scharfen Wendung in meinem ansonsten eher bescheidenen, vor allem mit Büchern, Gedanken und Träumereien gefüllten Leben führte. So direkt wie möglich gesagt: Das äußere Ich setzte sich plötzlich ans Steuer und gab Vollgas, drängte das innere schön weit nach hinten auf die Rückbank (und das arme Ding, das bis dahin kaum ernsthafte Konkurrenz gekannt hatte, ergab

sich wohl ohne großen Kampf und verschwand eine Zeit lang vollständig aus meinem Blickfeld – trotz Philosophiestudium und alledem). Ich legte also richtig los: Im Nullkommanichts fand ich eine interessante, gut bezahlte Arbeit, kurz darauf gründete ich mein eigenes Geschäft, begann Geld zu verdienen, von dem ich zuvor nur in Büchern gelesen hatte – und hörte dabei fast völlig auf, mir den Kopf über Fragen wie „Was ist würdiger für die Seele?“ zu zerbrechen...

Und irgendwie, ganz unmerklich, sehr leicht und seeehr angenehm begann ich, mich in etwas zu verwandeln, das sich nur schwer vom sprichwörtlich zufriedenen Schwein unterscheiden ließ. Hier in Deutschland ging es noch halbwegs, denn vor lauter Arbeit blieb mir wenig Zeit zum Protzen – und vor wem hätte ich auch prahlen sollen; unser ganzes Umfeld bestand damals aus Leuten ungefähr desselben Niveaus, und die Kultur ist protestantisch – diese Art von zur Schau gestelltem Erfolg, die offenbar in meiner Heimat alles und jedes bestimmt, wird nicht sonderlich goutiert. In Deutschland also ging es – aber seht mich, wenn ich nach Bulgarien kam! Nicht, dass ich ein großes Auto gefahren hätte – ich habe nie in meinem Leben ein Auto besessen –, aber schon der Blick der Leute: diese Bewunderung, diese Ehrfurcht, dieses Bedürfnis, es mir recht zu machen, mir zu gefallen, meine Aufmerksamkeit zu gewinnen... Heilige Mutter, die Scham steigt mir noch immer wie Galle hoch.

Es war 1995. Wir kamen nach Preslav, meiner Heimat, wie eine ganze Delegation – wir zwei mit dem nagelneuen Sohn Peter (nach seiner bulgarischen Großmutter benannt,

wenn auch mit deutschem Lack darüber) –, dazu Todorkas Eltern – erste Begegnung mit meinen Leuten, meinem Ort, meiner Herkunft... Ein einziger Zirkus. Meine Leute rannten sich die Beine aus dem Leib und machten Kosten ohne Ende – Lämmer, Tafeln, Lieder und Tänze der Völker bis Mitternacht, wir haben uns geradezu totgeschlagen vor Konsum. Und ich, frischgebackener deutscher Gutsherr, steckte diesem oder jenem armen Verwandten Fünfzig-Mark-Scheine zu (damit lebten die Leute damals einen Monat, muss ich Ihnen nicht erst in Erinnerung rufen). Schau mich an!

Da stand ich also, plusterte mich auf wie ein Hahn oben auf einem Haufen Kuhmist, und mein Seelchen flatterte und flatterte. Wer war mir gleich? Ein erfolgreicher Mann, he! Und ich betonte es, demonstrierte es, trank es wie sanften Rakija. Behagen!

Und ein Jahr später wurde Lea geboren. Und das war erst der Anfang.

* * *

Wieder ein großer Sprung: Wir schreiben das Jahr 2005.

Zwischen Todorka und mir lief es schon lange nicht gut. Ob wirklich alle glücklichen Familien einander gleichen und die unglücklichen jede auf ihre Weise – das weiß ich nicht; denn so unglücklich erinnere ich uns gar nicht. Es gibt angeblich Statistiken, die schwarz auf weiß zeigen, dass in Familien, in denen einem Kind ein Unglück widerfährt – Behinderung, Unfall, zumal der Tod –, die

Zahl der Scheidungen weit höher liegt als im Durchschnitt. Bei uns war es so; bei anderen ist es anders. Unbestreitbar scheint mir jedoch, dass die Spannungen, denen das Leben mit der heranwachsenden Lea uns aussetzte, uns immer stärker gegeneinanderstellten. Nicht, dass es riesige Streitereien oder Skandale gegeben hätte – wir beide mögen so etwas nicht; sie, weil sie Deutsche ist; ich, weil ich genau damit aufgewachsen bin. Meine Alten rissen sich dreimal täglich die Köpfe ab, Werktag wie Feiertag. Wie sie zusammenblieben, geht nicht in meinen Kopf. Bei uns war es anders – kühl, immer schweigsamer, immer entfremdeter. Sie kennen doch das Lied von Pink Floyd:

*Day after day
love turns grey.
Like the skin
of a dying man...*

Genau so war unser gemeinsames Leben geworden, wie auf einem Porträt eingefangen. Und weil wir beide verantwortliche Menschen sind und stark davon bestimmt, unseren Kindern nicht „das anzutun, was man uns angetan hat“, strengten wir uns an, bis uns fast die Augen aus dem Kopf traten, um gute, anständige, präsente Eltern zu sein. Und wir machten das so gut, dass später niemand glauben wollte, dass wir uns trennen...

Nun, wir strengten uns an und an... Mit Anstrengung geht es aber nur eine Weile. Ich meine: Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir wohl so weitergekrebt, bis zu irgendeinem grauen, freudlosen, trostlosen Ende. Aber

Todorka... Nun, Todorka erwies sich als mutiger als ich – und eines Tages fasste sie sich ein Herz und setzte unserem gemeinsamen Leben ein Ende, allen meinen Ängsten, Bitten und Verzweiflungen zum Trotz.

Grauen? Oder bloße Banalität? Das möge jeder für sich entscheiden. Jedenfalls begann im Mai 2005 die nächste Phase meiner persönlichen (Re-)Éducation sentimentale – und es ging scheinbar nur noch bergab, bergab, bergab... Oder zumindest dachte ich das damals. Schauen wir nun, ob ich Sie von dem überzeugen kann, woran ich erst viele Jahre später zu glauben lernte: je schlechter fürs Ego, desto besser für die Seele. So eine Philosophie eben, vielleicht ein wenig abseits. Aber eine andere kann ich mir nicht mehr vorstellen.

Ich habe es gesagt: Das ist die Geschichte einer Familie. Und wir begreifen uns noch immer als Familie (mitsamt Marc, der ein paar Jahre später zu einem wunderbaren zweiten Vater für Lea wurde). Bis dahin gibt es jedoch noch viel zu erzählen – und zwar keine Kleinigkeiten. Denn hier begannen Dinge zu geschehen, die für mich Wundern gleichkamen. Zauberhafte, magische Dinge begannen zu geschehen.

Erstens: Ich starb und stand danach wieder auf – oder vielmehr: mir wurde ein zweiter Versuch gewährt. Nicht in drei Tagen; bei mir dauerte das Verfahren einige Monate.

Ha-ha-ha, ein Kichern aus dem Publikum. Schauen wir also, was genau geschehen ist.

Teil 4



Ich weiß nicht, wie man eine solche Erzählung beginnt, ohne zusammenzuzucken vor der Angst, dass alles, was noch immer brennt und brandmarkt – selbst jetzt, in diesem kühlen Moment der damals vor mir liegenden Zukunft –, in Wahrheit banal, farblos, bedrückend ist, einfach langweilig. Wie erzählt man von etwas, das man als das Ende seines Lebens erlebt hat, das von außen betrachtet aber „nur“ eine Scheidung ist? Nur eine Trennung, ein Auseinanderdriften, ein weiteres Splitterchen des Alltags der Welt, in der wir leben.

Uff, Gott, wie denn, wie? Man hämmert einfach auf die Tasten und hofft auf Glück, was sonst? Ist es nicht jedes Mal dasselbe, wenn man der gleichgültigen Kälte des leeren Bildschirms gegenübersteht? Und ist das, was du

gerade treibst, nicht bloß der Versuch, deine Geschichte hübscher zu machen, zu versüßen, ein wenig vorteilhafter zu verkaufen? Zlatko, du bist weder der Erste noch der Letzte, der im Schaum seines eigenen Redeschwalls ertrinkt – also zieh die Hosen hoch und reiß dich zusammen, bevor es zu spät ist! Bist du nicht längst erwachsen?

Schon gut, schon gut. Ich fange an.

„Komm bitte rüber. Ich muss dir etwas sagen.“

Verdammt, schon wieder drückt es mir die Tränen hoch – so geht das nicht, es geht einfach nicht! Heute den ganzen Tag: wohin ich blicke, nur Fetzen vor den Augen, alles wässrig, verwaschen, nichts klar. Neben mir habe ich Herbert Grönemeyer bis zum Anschlag aufgedreht in der Hoffnung, er helfe irgendwie, aber woher denn. Alles, was ich höre, ist:

„Wann ist ein Mann ein Mann? Wann ist ein Mann ein Mann? Wann ist ein Mann ein Mann?“

Nicht, dass ich völlig unvorbereitet gewesen wäre. Nicht, dass alles wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam. Sonst hätte ich es kaum so aufgenommen – wie soll ich sagen – als verdientes Urteil und nicht als irgendeine kosmische Ungerechtigkeit. Ich habe immer gehant, dass die Nähe zu mir früher oder später zu brennen beginnt, zu scheuern, wie rohgeschabte Haut, wer weiß. Todorka bestätigte nur mein eigenes Gespür – wenn auch auf eine Weise, die mich augenblicklich aus den Höhen der Selbsttäuschung

stürzte. („Schon klar, leicht ist es mit mir nicht, aber es hat doch bestimmt auch Vorteile – schau, wie tüchtig ich bin, wie ich dafür Sorge, dass hier alles läuft, was für ein Brotverdiener ich als Vater bin.“) Die üblichen Selbstentlastungen eines jeden Kerls, der sich verzweifelt vor der Unausweichlichkeit des einzigen Schlusses zu schützen versucht, der ihm vor Augen flimmert: „Aufschub vorbei, mein Freund. Das war’s.“

Am Anfang hoffte ich natürlich, das Gewitter werde noch ein wenig grollen und dann abziehen. Ich duckte mich, wartete ab, schob alles hinaus, trottete hinterher – in der Hoffnung, sie werde es sich irgendwann anders überlegen. Allein, mit diesem Kind? Mit beiden? Bist du bei Trost, Frau?

Nach außen schwieg ich meist, versuchte, überall zu helfen, wo ich konnte, aber ich kannte Todorka gut genug, um nicht in Dummheiten zu verfallen – keine Bitten, keine Spiele, kein Zureden. Sie ist festes deutsches Material, nordischer Schlag. Ihre ganze Familie ist so. Wenn sie dich lieben, lieben sie dich ganz. Aber wenn du dir die Suppe selbst eingebrockt hast – Gott steh dir bei! Vergebung gibt es nur dort, wo sie Sinn hat. Sonst: jeder seinen Weg, und Schluss.

Also schwieg ich, machte mich klein und wartete. Eine Woche verging. Dann die zweite, die dritte. Bei Todorka ging die Geduld sichtbar zu Ende. „Was glaubst du eigentlich“, sagte sie, „dass es sich einfach so verläuft? Wird es nicht. Es tut mir leid. Pack deine Sachen und geh. Zwischen uns ist es vorbei.“

Ich schwieg. Und vibrierte vor mich hin. Mein Kopf – angeblich immer auf Volllast, immer imstande, einen Ausweg, eine Lösung, Rettung zu finden, hey, das ist ein Kopf und kein Kohlkopf! – brachte diesmal kein einziges Grün zustande, überall nur Rot, Bruder, keine, absolut keine Hoffnung! In meiner Verblendung hatte ich bis dahin nicht einmal im Ansatz begriffen und gefühlt, wie sehr ich hier ein Baum ohne Wurzeln war, in diesem fremden Land, mit fremden Sitten, fremden Menschen, fremden Wassern, fremd in allem – ohne die rettende Wärme und den Schutz jenes stillen, geborgenen Orts, des Hafens, des Zuhauses. Was, zum Teufel, mache ich hier ohne sie, weggeworfen wie ein Haufen Lumpen auf dem Müll, allein, allein, allein? Was mache ich?

Ich starrte, blinzelte und sah nicht. Kein Ausweg; überall die Klinge. Ich kenne meine Art: Mir kam nicht eine Sekunde lang der Gedanke, dass ich nun einfach hinausginge und „etwas anderes, jemanden anderen“ fände – juchhei, hurra. Nein. So ticke ich nicht, das weiß ich. Damals gehörte das Wort „Asperger“ noch nicht zu meinem Selbstverständnis, aber das Gefühl, dass ich anders ticke – dass es für mich, mich zu binden, bei jemandem zu bleiben, zusammen mit jemandem Wurzeln zu schlagen, eine Eins-zu-einer-Million-Chance ist –, dieses Gefühl hat mich immer aus dem Dunkel des Bewusstseins heraus verfolgt, die hinterhältige Bestie! Ebenso wie die wahnsinnige Angst, als Vater zu versagen – und damit als Mensch erledigt zu sein. Keine falsche Scham: Ich bin ein Provinzbursche, ich kann bei solchen Dingen nicht „großzügig“ denken; für mich gibt es da kein Rütteln. Kinder sind die höchste Pflicht im Leben, das

Werk all deiner Mühen, Gedanken und Fähigkeiten. Was du sonst treibst, ist dein Bier – freie Kür. Aber wenn du in dieser Pflicht, der eigentlichen, versagst, dann pack deine sieben Sachen und räum das Feld. Hier ist kein Platz für dich. Der Nächste, bitte. Wir haben dich geprüft, du bist durchgefallen – dort ist die Tür.

Und das Vibrieren wurde stärker und stärker. Irgendwann begann meine Mechanik ernsthaft nachzugeben, vibrierte, ratterte, und dann fielen hier und dort die Teile ab. Leise, ohne großes Getöse, eins nach dem anderen – und ich starrte, blinzelte, machte mich klein und sah nichts, nichts, nichts. Von überall her dasselbe, überall die gleiche blinkende Anzeige: „Ende! Ende! Ende!“

Na gut, ich machte mich klein und blinzelte – aber Todorka lockerte den Griff nicht. Als sie sah, dass ich, wenn man mich gewähren ließe, wohl bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag hinausschieben würde, stellte sie mich vor vollendete Tatsachen: „Wenn du bis zu dem und dem Datum nicht ausgezogen bist, mache ich es – zusammen mit den Kindern. Entscheide dich.“

Und so nahm ich das Urteil endlich an, robbte auf dem Bauch hinaus und schleppte mich durch Berlin, um mir eine neue Wohnung zu suchen. Tot oder lebendig – handeln musste ich, die Zeit wartet auf niemanden. Dennoch rechnete ich: So, wie ich am Absaufen war – bliebe ich ganz allein, würde es mich zu irgendeiner Dummheit treiben. Also besser unter Menschen unterschlüpfen, wenigstens ein bisschen Schutz im Wirbel, damit es mich nicht davonweht wie ein gestriges

Kätzchen. Also suchte ich ein WG-Zimmer, etwas Kommunales. Davon gibt es hier viele – ein bisschen nach russischer Art, aber nicht aus Armut, sondern weil es in jungen Jahren praktischer ist. Wie überall, nehme ich an.

Nun gut, gerechnet hatte ich – nur offenbar ohne die Wirte. Die waren zwanzig, höchstens dreißig; ich ging auf fünfundvierzig zu, der Kopf schon kahl, der verräterische Körper schlug Falten hier und da – das Alter lässt sich nicht in einen Koffer packen. Die jungen Leute musterten mich, schätzten mich ein und rochen sofort, dass mich innen etwas würgte. Ich mühte mich, einen soliden Eindruck zu machen – ein bisschen wie beim Vorstellungsgespräch –, aber es klappte einfach nicht. Einmal, zweimal, fünfmal, zehnmal – überall mieden mich die Jungen wie verdorbene Ware. Sie wollten mich nicht. Mich begann es ernsthaft zu schütteln.

Todorka hatte sich übrigens auch etwas beruhigt, ließ den Schraubstock lockerer. Sie sah mich mitleidig an – sie merkte, dass mir bald eine Sicherung durchbrennt. Kein Quatsch. Das Ultimatum verstrich, und wir wohnten noch immer unter einem Dach, ertrugen einander, schliefen sogar im selben Bett. Gewohnheit – was will man machen.

Und ich suchte weiter, immer weiter...

Und die Kinder? Nun, nichts – oder jedenfalls nichts Dramatisches; kann der Mensch alles sehen? Peterchen sträubte sich und zog sich in sich zurück, wie ein junges Igelchen – die Stacheln noch weich, aber bemüht, sich zu schützen, damit Schmerz und Angst ihn nicht auffressen.

Er schwieg, saß den ganzen Tag am Computer und achtete darauf, niemandem im Haus zu begegnen, ging auf Zehenspitzen, als wäre er schuld an all dem, was geschah. Und Leachen? Leachen natürlich – pures Herz, jedenfalls nach außen. Jetzt fröhlich, im nächsten Augenblick rasend – wie gerade die Strömung kommt. Die Normalität lauert überall, Bruder.

Vielleicht denkt ihr inzwischen: „Wie, das war dein großer Tod? Nun mach mal halblang, blend auf Abblendlicht. Nach all dem Getöse eben habe ich schon gedacht, du hängst an irgendeinem Haken – und jetzt entpuppt sich das als bloßes Gejammer. Schämen solltest du dich.“ Also will ich, so gut ich kann, erklären: Als einige andere kluge Köpfe Goethe (jawohl, Johann Wolfgang – Gott hab ihn selig) fragten, warum er überhaupt noch lebe, nachdem er das damals berühmteste vom Tod durchtränkte Buch, *Die Leiden des jungen Werther*, geschrieben habe, antwortete er schlicht, der Werther sei in ihm gestorben. Mehr kann auch ich nicht sagen. Wollt ihr es näher sehen, gleichsam aus subkutaner Entfernung – lest diese zwei Erzählungen hier, *Angst* und *Die gelben Augen des Horrors*. Ich habe sie vor vielen Jahren geschrieben; sie kommen dem Irrenhaus jener Zeit am nächsten. Vielleicht seht ihr dann selbst: Dieser Mensch ist tot. Fort. Weg. Das ist alles, was ich sagen kann.

Tja. Und dann geschah das Wunder...